**Zeitschrift:** Schweizerische Taubstummen-Zeitung
**Herausgeber:** Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
**Band:** 8 (1914)
**Heft:** 4

**Artikel:** Licht! [Schluss]
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-923297

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

nie um mich bekümmert. Mein Meister war immer gut mit mir. Er braucht nichts, er hat selbst Geld. Seine Kinder sollen aber meine Lebensversicherungspolice haben. Kornelius (der taubstumme Lehrling) ist auch immer freundlich mit mir gewesen. Der soll meine Kleider, meine Uhr, meinen Ring und 20 Mk. haben. Die Taubstummenanstalt hat gut für mich gesorgt. Die soll alles Geld haben, was übrig bleibt."

„Können Sie das selbst aufschreiben?" fragte der Notar. „O ja", antwortete Hermann und ließ sich Papier geben. Und er schrieb sein Testament, nicht fehlerlos — er war ja ein C-Schüler gewesen — aber völlig klar und verständlich. Eine Schwester und der Krankenwärter unterschrieben das Testament als Zeugen.

Nun war Hermann ruhig geworden. Noch manchmal besuchte ihn sein früherer Lehrer, konnte aber nicht mehr mit ihm sprechen. Hermann schlief fast stets. Am 20. November schloß er seine Augen auf immer.

Bald nachher ward der Taubstummenanstalt vom Amtgerichte gemeldet, sie sei Miterbe des Verstorbenen. Am 22. Januar war die Testamentseröffnung.

Da mögen vielleicht die Leser fragen: „Was kann sich denn ein armer taubstummer Schneidergesell in 5 Jahren erspart haben? Das ist doch nicht der Mühe wert!"

Unsere Leser kennen die Geschichte vom Scherflein der Witwe, von dem der Herr sagte, es sei mehr wert, als die großen Gaben der Reichen. Auch hier handelt es sich um ein solches Scherflein. Es ist aber weit mehr, als man erwarten könnte. Nach Abzug aller Kosten sind noch genau 192,12 M. übrig geblieben. Die Taubstummenanstalt hat dieses Geld nicht für sich behalten, sondern dem Fonds für Unterstützung bedürftiger ostfriesischer Taubstummen zugewiesen.

„Die Geschichte ist noch nicht aus," mögen unsere Leser sagen. Die Ueberschrift heißt ja: „Zwei Taubstumme." „Wo ist der andere, der reichbegabte Taubstumme?"

Ja, die Geschichte ist noch nicht aus. Der andere Taubstumme lebt noch in der Hafenstadt, in der Hermann seine Gesundheit einbüßte. Er verdient auch bei seiner Geschicklichkeit viel Geld. Ob er es aber auch wie Hermann spart, um einen „Notgroschen" zu haben, ob er einmal sich ein „Denkmal" setzen kann, wie Hermann? Ich weiß es nicht. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher," heißt ein Sprichwort, das die Leser vielleicht kennen und verstehen; sonst wird es ihnen die „Taubstummen-Zeitung" gern einmal erklären.

„Seine Stunde ist noch nicht gekommen." Ob sie noch kommen wird? Wir wollen es dem Herrn überlassen.

## Zur Belehrung

### Licht! (Schluß.)

Die Jahre vergingen und das neunzehnte Jahrhundert brach an. Da wurde die Menschheit auf gewisse, merkwürdige, manchmal kleine, manchmal aber auch ungeheuer große Quellen aufmerksam, die in Amerika, in Asien und auch hie und da in Europa sich vorfanden. Ihnen entströmte seltsamerweise nicht gutes, erfrischendes Trinkwasser, sondern je nach den Landflächen, verschiedene Arten eines stark riechenden Öles, das sich sehr leicht entzündete und viel Wärme und Licht spendete. Die Bewohner jener öligen Regionen nutzten schon lange dies interessante Erderzeugnis aus, indem jeder Familienvater sich solches für den Verbrauch seiner Haushaltung zu verschaffen wußte. Ja, in gewissen Landstrichen lag es so nah an der Erdoberfläche, daß man nur ein einfaches, ungefähr 50 Zentimeter tiefes Loch zu bohren brauchte, um soviel Heizmaterial zu bekommen, als man nur wollte. War der Bedarf des Tages dann gedeckt, so wurde das Loch am Abend zugestopft, um am nächsten Morgen von neuem geöffnet zu werden. „Da ist ja ein ungeheurer Reichtum vorhanden," sagten sich kluge Menschen.

So fing man an, die Erdöl-, Petroleum- oder Naphtabrunnen auszunutzen. Riesenhafte Vermögen erwarben sich viele dadurch, ganz besonders in Amerika, wo heute noch gewisse Grubenbesitzer so reich sind, daß man sie Petroleumkönige nennt. Dieser wertvolle Leuchtstoff wird in großen Behältern gesammelt, gereinigt und über die ganze Welt versandt. Leider aber entzündet es sich gar leicht, auch gegen den Willen der Menschen. Grauenhafte Feuersbrünste entstehen, Unglück und Verheerung um sich verbreitend, wenn man nicht vorsichtig damit umgeht.

Sogar in der Familie ist die beliebte, so angenehme Petroleumlampe oft tötlich geworden, wenn sie aus Versehen umgeworfen, oder wenn unvorsichtigerweise, bei schon brennenden Docht, Oel nachgegossen wurde, oder auch wenn ein

anderes Licht der Lampe zu nahe kam. Vor allen Dingen soll man es nicht wie die kopflosen Leute machen, welche Petroleum in das Herdloch gießen, damit die Kohlen oder das Holz besser brennen!

Doch, ein anderes Beleuchtungsmittel sollte diesem den Vorrang streitig machen: das Gas.

Sehr stolz waren die englischen Ingenieure, als es ihnen gelungen war, dasselbe aus der Steinkohle in großen Mengen zu gewinnen und bald faßten sie den Plan, die schon damals größte Stadt der Welt, London, damit zu erleuchten. Alles wurde eingerichtet und die Eingeweihten versprachen sich ein schönes Schauspiel. Doch, als den Lampenputzern zugemutet wurde, die neuen Laternen anzuzünden, weigerten sie sich auf das Entschiedenste. „Es liegt uns nichts daran, in die Luft geschleudert zu werden," antworteten sie den verblüfften Ingenieuren. Da blieb denselben nichts übrig, als den Lampenzünderdienst auf einige Tage selber zu übernahmen, bis die guten Männer sich überzeugt hatten, daß ihre Vorgesetzten trotz dieser ungewohnten Arbeit ganz heiler Haut blieben.

Andere Städte folgten dem guten Beispiel nach und Paris beschloß, seine Theater mit dem neuen Lichte zu versehen. Die eleganten Pariserinnen hoben jedoch bei diesem Vorschlag ein wahres Zettergeschrei an. „Tut man uns das an," erklärten sie, „so besuchen wir einfach die Theater nicht mehr, denn solch grelles Licht rötet die Augen, verrät alle Gesichtsfurchen und läßt die Haut grau und unansehnlich erscheinen." Gerade wie damals in London die Ingenieure, so waren jetzt in Paris die Theaterdirektoren in rechter Not. Sollten ihre besten Kunden ihnen untreu werden? Und doch wurde es ihnen nicht leicht, auf solch schönes, billiges und helles Licht zu verzichten. Da kam glücklicherweise jemand auf den weisen Einfall, das Gaslicht in Milchglaskugeln einzuschließen, womit die Pariserinnen so zufrieden waren, daß sie das Theater erst recht mit ihrer Gegenwart zu beglücken anfingen. Alle Vorstellungen waren ja so viel reizvoller und glänzender geworden.

Aber noch war das Jahrhundert nicht zu Ende und das zuerst so gefeierte Gaslicht erschien einem ganz trübe und ungenügend, als sein Glanz von dem der Elektrizität völlig in den Schatten gestellt wurde. Tageshelle spendet es heute, bis in die entlegensten Bergdörflein; und dort ist es erst recht reichlich. Obwohl es ein gutes Stück Geld kostet, zahlt man es doch gern, denn es ist ein klares, angenehmes und bequemes Licht. Man dreht an einem Knöpfchen, und sofort ist es da, ohne Zündhölzchen, ohne Umstände, ohne Rauch. Wie gesagt, Schmutz, Geruch, Rauch, sowie auch irgend welche Gefahr des Explodierens sind beim elektrischen Licht unbekannte Dinge, vorausgesetzt, daß die leitenden Drähte gut eingewickelt sind, so daß man selbst die so beliebten schmucken Holzhäuser damit versieht. In den tiefen Bergschachten leistet es die trefflichsten Dienste, auf den großen Schiffen darf dies vortreffliche Licht die ganze Nacht auch beim ärgsten Sturm bis in die entlegensten Ecken hinein scheinen, zum größten Glück der Reisenden, die oft mitleidig der frühern Passagiere gedenken, welche verurteilt waren, im völligen Dunkel das Toben der empörten Elemente auszuhalten.

Was die Leuchttürme heute, dank dem elektrischen Licht geworden sind, läßt sich nicht in ein paar Zeilen beschreiben. Viele Kilometer weit dringt es, oft durch Schnee, Regen oder gar leichten Nebel hindurch, heller als die Sterne, stets willkommen und freudig begrüßt.

Aber heute beschäftigt uns schon wieder eine andere Frage, nämlich die: ob nicht im zwanzigsten Jahrhundert ein noch helleres Licht als das elektrische gefunden wird?

## Allerlei aus der Taubstummenwelt

**Bern.** Am 29. Januar hielt Eugen Sutermeister im Schoße des Samaritervereins der Stadt Bern einen längeren Vortrag vor etwa 160 Personen über „Taubstummenfürsorge", der sichtlich großen Eindruck machte, den meisten war dieses Gebiet noch fremd, und wenn ein Gehörloser für Gehörlose redet, erhöht das wohl auch das Interesse in hohem Maße. Als sichtbare Frucht kam Tags darauf eine 100 Franken-Banknote dem Redner zugeflogen für den Taubstummenheimfonds. Z.

**Aargau.** In aargauischen Blättern stand zu lesen: „Ein Unrecht." Wie manchem Leser bekannt sein wird, ist die Taubstummenanstalt Liebenfels vor mehreren Jahren in eine Stiftung übergegangen. Die Anstalt hat große Dienste geleistet. 26 Jahre lang saß in ihrer Kommission als regstes und opferfreudigstes Mitglied Herr Eisenhändler Robert Jeuch-Rohn in Zürich, Bürger der Stadt Baden. Er war in den letzten Jahren Präsident der Anstaltskommission und hat zu ihrer Entwicklung und ihrer Leitung